

ISRAEL
ZANGWILL

UNHEILBAR

Israel Zangwill

Unheilbar

Novelle

Aus: Nord und Süd, Eine deutsche Monatszeitschrift,
Dezember 1 893, Verlag von Nord und Süd, Breslau,
1 893

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Unheilbar.

I. Zangwill — London.

»Meine Seele ist voll Jammer, und mein Leben ist nahe bei der Hölle. Ich bin gerichtet gleich denen, die zur Hölle fahren; ich bin wie ein Mann, der keine Hilfe hat. Ich liege unter den Todten, verlassen wie die Erschlagenen, die im Grabe liegen. Du hast mich in die Grube hinuntergelegt, in die Finsternis und in die Tiefe, Dein Grimm drückt mich und Du drängest mich mit allen Deinen Fluthen. Meine Gestalt ist jämmerlich vor Elend; Herr, ich rufe Dich an täglich, ich breite meine Hände aus zu Dir. Warum verstößest Du, Herr, meine Seele und verbirgst Dein Antlitz vor mir? Dein Grimm gehet über mich, Dein Schrecken drückt mich!«

»Du machst, daß meine Freunde und Nächsten und meine Verwandten sich ferne von mir thun, um solches Elendes willen!«

Psalm LXXXVIII.

In dem kleinen Hospital herrschte eine unruhige Stimmung. Es war der Tag, an welchem die Kranken ihre Freunde und Verwandten empfangen durften, und man erwartete sie setzt in wenigen Minuten. Die

Unheilbaren sollten bald die letzten Neuigkeiten aus dem Ghetto hören. — Selbst für diese unglücklichen, gebrochenen Wesen besaß das Leben noch viel Anziehendes. Treu dem jüdischen Charakter bis zum Ende, hungerten sie nach Neuigkeiten und Klatschereien aus ihren früheren Kreisen. — Es war eine unansehnliche, kleine Anstalt; zwei Eckhäuser, die mit einander verbunden waren, in einem elenden, ärmlichen Viertel des östlichen London, die hauptsächlich durch wöchentliche Beiträge von einigen Pence von den Armen selbst erhalten wurde. Fallsüchtige, Gelähmte, Rückenmarkkranke und andere hoffnungslos Leidende fanden hier freundliche und theilnahmvolle Aufnahme. Den armen Kranken fehlte hier nichts weiter, als eben die Gesundheit. Sie hatten sogar eine kleine Synagoge, so daß auch ihren religiösen Bedürfnissen Genüge geschah.

Für die Frauen war eine besondere Abtheilung eingerichtet, als ob diese oftmals grotesken Ueberreste sich noch gegenseitig durch geschlechtlichen Unterschied stören könnten. Aber die Rabbiner kannten die menschlichen Schwächen. — Die lustige, kleine, fallsüchtige Lea mit dem Wasserkopf hatte ihren Stuhl in die Männerabtheilung hinuntertragen lassen und kokettirte mit dem blinden, tauben Mann, der die Blindenbibel auswendig kannte und ernsthaft

und ruhig, wie der heilige Antonius, weiterlas. — Der schwachköpfige Moses hatte sich in das Damenzimmer hineingemacht und machte, ohne sich um die hübschen, christlichen Schwestern mit ihren kleidsamen, weißen Mützen und Schürzen zu bekümmern, einem entsetzlichen, Schrecken einflößenden Krüppel mit einer Habichtsnase, die hauptsächlich dazu gemacht schien, eine große, runde Hornbrille zu tragen, die Cour. Wie die meisten der Patienten, war auch diese aufgestanden und hatte eine dem festlichen Tage entsprechende Toilette gemacht.

»Lea sagt, sie würde sich glücklich schätzen, wenn sie so wie Du gehen könnte,« sagte Moses in schmeichlerischem Tone. »Sie sagt immer, Milly kann so wunderschön gehen; sie kann die ganze Länge des Gartens hin und zurück gehen.«

Auf Millys bleichem, abgemagertem Gesicht spiegelte sich ein mitleiderregendes Lächeln dankbarer Anerkennung.

»Rebekka, Du weinst schon wieder,« sagte eine schwarzäugige Zwergin, als sie die verwelkte Hand ihrer Freundin in die ihrige nahm, »Du bist wieder ganz traurig, Rebekka; Dein Buch ist ganz naß von Deinen Thränen.«

»Nein! Ich bin gar nicht traurig,« erwiderte die

blasse Russin mit den großen, melancholischen Augen, »Du mußt nicht glauben, daß ich weine, weil ich nicht glücklich bin. Wenn ich traurige Geschichten lese, traurig und hoffnungslos, wie mein eigenes Leben, dann fühle ich mich glücklich.«

Die Zwergin lächelte mit ungläubiger Miene: »O, ich glaubte, Du weintest, weil Du an Deine Liebesgeschichten dachtest.«

»Ich,« sagte Rebekka, »ich habe mein Bein zu früh verloren, um Liebesgedanken gehabt zu haben. Nein, ich denke nur an den 88. Psalm, und dann muß ich weinen: »Meine Gestalt ist jämmerlich vor Elend, Herr! Ich rufe Dich an täglich, ich breite meine Hände aus zu Dir! Freunde und Nächste und meine Verwandten halten sich ferne von mir, um solches Elendes willen!« Ja, ich war noch ein Kind, als ich nach Königsberg gehen mußte zu einem Doctor, der mir das Bein abgenommen hat.«

Rebekkas Antlitz glühte vor innerer Erregung.

»Seid ruhig,« flüsterte die Zwergin und blickte warnend nach einem Bette hin, aus welchem eine blasse, hagere Frau sich ruhelos mit geschlossenen Augen hin- und herwarf.

»Die versteht kein Englisch,« sagte die Russin stolz.

»Glaube das nur nicht. Sieh nur, wie schnell die

Schwestern unser Jüdisch gelernt haben.«

Rebekka schüttelte den Kopf: »Sarah ist eine Polin,« sagte sie, »und die Polen können viele Jahre hier leben und lernen doch nichts.«

»Ich bin krank, krank, krank!« schrie eine alte, zusammengeschrumpfte, polnische Großmutter in Deutsch, als ob sie Rebekkas Meinung bestätigen wollte. Sie hockte wie ein Affe auf ihrem Bett und zankte den ganzen Tag mit den Schwestern wegen der geöffneten Fenster: sie haßte frische Luft über Alles. — Gleich nach ihrem Klagen drang entsetzliches Geschrei aus einem anstoßenden Zimmer, gleichsam um den Besucher zu überzeugen, daß er sich nicht in einem »Barnum'schen Museum« befände, sondern daß alle diese Monstrositäten lebend und echt waren. Die hübsche, junge Schwester Margarethe, noch nicht an diese Szenen des Elends gewöhnt, war von Mitleid ergriffen, als vor ihr das aschfarbige, schweißtriefende Gesicht der schlagflüssigen Kranken auftauchte, welche zitternd in dem großen Lehnstuhl saß. Ihre unförmig geschwollenen Hände ruhten auf Luftkissen, ihr ganzer Körper war von unsäglichen Schmerzen gemartert; sie schien ohne alle Verbindung mit der Außenwelt; und doch war sie krankhaft argwöhnisch, daß ein langsam tödtendes Gift in ihre Speise gemischt würde, und fluchte mit unheimlicher Energie Allen,

die ihr nahe kamen.

Sarah hatte unterdessen ruhig und schweigend gelegen, ihr weißes, leidenschaftloses Antlitz verrieth nicht das verzehrende Feuer, das in ihrem Innern wogte. Sie hatte ein ernstes Gesicht, das Spuren früherer Schönheit trug. Sie schien allein und verlassen unter den Kranken, allein und verlassen wie ihr ganzes Leben war. Ihre Jugend hatte sie in dem Warschauer Ghetto zugebracht, wo sie sich vor neunzehn Jahren, als sie kaum ihr sechzehntes Jahr erreicht, verheirathet hatte. Ihr einziger Sohn, ein junger Mann, auf den die englische Umgebung keinen wohlthuenden Einfluß gehabt, war schon vor einigen Jahren nach Südafrika gegangen, um dort mit den Kaffern zu handeln. Ihr Mann hatte sie jetzt seit vierzehn Tagen nicht besucht.

Als die Besucher der Kranken endlich eingelassen wurden, verschwand Sarahs Gleichgiltigkeit; sie hatte sich auf die Seite ihres Körpers, welcher nicht gelähmt war, gestützt und saß, so gut sie es konnte, aufrecht. — Aber nach und nach verlor sich alles Interesse aus ihren großen, grauen Augen. Es war ein Gesumme von Stimmen in dem Saal: das wasserköpfige Mädchen war der Mittelpunkt einer lustigen, ausgelassenen Gruppe; die alte polnische Großmutter fluchte ihren Enkeln, weil sie nicht kamen, und schalt ihnen, wenn sie da

waren. — Jeder hatte seinen Besuch, den er küssen, oder mit dem er sich auszanken konnte. — Einige ihrer Bekannten näherten sich Sarahs Schmerzenslager, aber sie war zu stolz, um diese nach ihrem Manne zu fragen: die bedeutungsvollen Blicke, die in der Richtung ihres Bettes gesandt wurden, trafen sie wie glühende Pfeile. — Sie bat eine der Schwestern, einen Schirm um ihr Bett zu stellen, der sie vor den neugierigen Blicken der Besuchenden schützen sollte: ihr Mann, wenn er kam, würde sie schon zu finden wissen.

»Wehe mir! wehe mir!« jammerte die alte polnische Großmutter, »welche Sünden habe ich begangen, daß ich den Fluch solcher Enkelkinder tragen muß. — Ihr kommt blos her, um zu sehen, ob die alte Großmutter schon todt ist. — Ach! Ich bin so krank, so krank, so krank!«

Die Dämmerung brach herein; die weißen, verlassenen Betten sahen geisterhaft aus in dem dunkelnden Zwielficht. — Jetzt war der letzte Besucher fortgegangen. Sarahs Mann war nicht gekommen. —

»Er ist vielleicht nicht wohl,« sagte Schwester Margarethe in ihrem besten Jüdisch, »oder er ist von seiner Arbeit zu sehr in Anspruch genommen, Frau Kretznow. Es giebt jetzt genug zu thun, die Geschäfte

gehen sehr gut.« Sie und Sarah waren die Einzigen in der Anstalt, die von der Kretznow'schen Skandalgeschichte nichts wußten; ihre Jugend und ihr sanfter, jungfräulicher Charakter hatten die junge Schwester dagegen geschützt.

»Er hätte schreiben können,« erwiderte Sarah voller Bitterkeit, »aber er ist meiner überdrüssig. — Ich liege hier jetzt über ein Jahr, der Fluch Hiobs lastet auf mir.«

»Soll ich ihm . . . schreiben?« fragte Schwester Margarethe zögernd.

»Nein! Er sollte hören, daß ich an seinem Herzen anklopfe.«

»Aber« — fuhr Schwester Margarethe leiser fort.

»Laß mich in Frieden,« schrie die Kranke wie ein verwundetes Thier.

Die Oberin berührte sanft den Arm der jungen Schwester und zog sie mit sich fort. »Ich werde ihm schreiben,« flüsterte sie. —

Die Nacht kam, aber kein Schlaf für Sarah. Sie warf sich unruhig hin und her auf ihrem einsamen Schmerzenslager. — Ihr Mann konnte sie sicherlich nicht vergessen haben; sie würde nicht so bis zu ihrem Tode liegen, bis zum Tode, der noch so weit entfernt war. Ihr starkes, religiöses Gefühl verbot ihr, den Tod

herbeizuwünschen; sie war in die Anstalt gegangen, um ihrem Manne den Anblick ihrer Leiden zu ersparen; sollte sie nun für immer von ihm geschieden sein? Sollte sie sich nie mehr an dem Anblick seiner Kraft erfreuen können?

Am nächsten Tage kam er. Ein großer, starker Mann mit dunkler Gesichtsfarbe, kohlschwarzem Haar und Bart und dicken, sinnlichen Lippen. Er stand da mit gesenktem Haupt, als ob er sich vor ihren ernsten, fragenden Augen verbergen wollte. Schwester Margarethe eilte herbei, um Sarah zu sagen, daß ihr Mann gekommen sei. Das Gesicht der Kranken strahlte vor freudiger Ueberraschung.

»Stellen Sie den Schirm auf! Schnell!« sagte sie zur Schwester, und vor den neugierigen Augen ihrer Umgebung geschützt, drückte sie den Kopf ihres Mannes an ihren verwelkten Busen und küßte ihn auf die Stirn. —

»Man sagte mir, Du wärest am Sterben,« flüsterte er ihr zu. Ein milder Glanz strahlte aus ihren großen Augen:

»Du hast Recht, Herzel, mein Geliebter, ich sterbe auch vor Sehnsucht nach Dir.«

»Aber — die Oberin schrieb mir so drängend.« Er fühlte, wie ihr Busen sich krampfhaft hob und senkte.

Sie stieß ihn mit beiden Händen zurück. —

»Oh, Närrin! Gottes Närrin, die ich bin — ich hätte es wissen können, daß heute nicht Besuchtag ist! Sie haben Mitleid mit mir, sie sehen meinen Kummer, alle Welt spricht darüber.« Er fuhr zusammen.

»Sprechen sie zu Dir über mich?« stammelte er.

»Ich habe sie nicht um ihr Mitleid gebeten, aber sie konnten sehen, wie ich litt; man kann nicht immer seine innersten Gefühle verbergen.«

»Sie haben kein Recht, über mich zu schwatzen,« fuhr er in trotzigem Tone fort.

»Sie haben wohl ein Recht,« erwiderte sie grimmig, »wenn Du mich nur einmal besucht hättest; sage mir, warum bist Du nicht ein einziges Mal gekommen?«

»Ich, ich . . . bin auf dem Lande gereist mit billigen Schmucksachen, das Schneidern geht so schlecht augenblicklich.«

»Sieh' mir in die Augen. Schwöre mir beim Gesetze Moses. Nein, es ist eine Lüge — möge Gott Dir vergeben — sage, warum bist Du nicht gekommen?«

»Ich habe es Dir schon gesagt.«

»Das kannst Du der Ungläubigen vorreden, sage mir, warum bist Du nicht gekommen? Ist es denn zu viel verlangt, wenn ich Dich bitte, mir eine oder zwei Stunden in der Woche zu widmen! Wenn ich nur

ausgehen könnte, wie manche von den Kranken, dann würde ich zu Dir kommen; aber Du bist meiner ganz und gar überdrüssig.«

»Nein! Nein! Sarah!« sagte er mit leiser Stimme.

»Warum denn —«

Scham und Verwirrung bedeckte sein Gesicht; er wendete sich von ihr ab. — »Ich wollte nicht kommen,« sagte er endlich verzweifelt.

»Warum nicht?« Dunkelrothe Flecke wechselten mit der Blässe ihrer Wangen; ihre Brust wollte zerspringen.

»Kannst Du denn nicht verstehen?«

»Was? Was kann ich nicht verstehen? Ich sage grün, und Du sagst blau.«

»Ich antworte nur auf Deine Fragen.«

»Nein, Du antwortest gar nichts.«

»Keine Antwort ist auch eine Antwort,« knurrte er wie ein bissiger Hund, der in die Enge getrieben ist; »Du verstehst mich sehr wohl; Du hast selbst gesagt, daß es öffentliches Gerede sei.«

»Aah! Aah!« schrie sie mit von Verzweiflung erstickter Stimme. Ihr weiblicher Instinct hatte ihr endlich die Wahrheit gesagt und ließ sie Alles errathen. Sie hatte seit langer Zeit das finstere Schattenbild zurückgeschlagen, aber jetzt trat es

wieder vor sie hin mit entsetzlicher Deutlichkeit. Sie ließ den Kopf auf die Kissen sinken, ihre Augen schlossen sich; unschlüssig und verlegen beugte er sich über sie.

»Ach! So krank, so krank, so krank!« stöhnte die alte Großmutter.

»Du sagst, sie bedauern Dich, wenn sie von uns sprechen,« sagte er endlich mit trotzigem Ausdruck; »und haben sie kein Mitleid mit mir?«

Ihr Stillschweigen machte ihn starr.

»Aber Du! Du, Sarah! Du hast doch Mitleid mit mir? Du verstehst mich!«

Nach einer kleinen Weile öffnete sie die Augen: »Was? Du bist noch immer hier?«

»Ja,« sagte er, »Du siehst, ich bin Deiner nicht überdrüssig, Sarah, mein Leben! Ich wollte nur . . .«

»Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß,« sagte sie mit Bitterkeit. »Geh' zu Haus! Geh' zu ihr!«

»Ich will nicht zu Haus gehen!«

»Dann gehe in's Verderben, wie die Rotte Korah!«

Er ging langsam und schwerfällig hinaus. In der folgenden Nacht wurde die einsame Hölle, in der sie lebte, noch einsamer und grausamer gemacht, dadurch, daß einen Augenblick die Pforten des Paradieses vor ihr eröffnet wurden. Das Paradies von Adam und Eva

und von der verbotenen Frucht. Tagelang verharrte sie in diesem kalten Stillschweigen; die sympathischen Ausdrücke ihrer Leidensgenossen ließ sie unbeachtet. Was vermögen Worte, was können Mitleid und Sympathie, um die Flammen der Eifersucht, die sie verzehrten, zu kühlen? Am nächsten Besuchstage fand er sich wieder im Corridor ein, halb voll Reue, halb voll Trotz. Gegen Abend ging er nach Hause, um Trost bei seiner neuen Gefährtin zu finden, dann stellte er seine Besuche ganz ein.

Wenn man Tag und Nacht auf dem Rücken liegt und nicht schlafen kann, hat man viel Zeit zum Nachdenken. Dieselbe Lage stellt sich in allen möglichen Formen vor unserem Geiste dar, wenn man von der dämmernden Morgenstunde bis zum Zwielight des Abends an nichts Anderes denken kann. — Was sollte aus ihrem Manne werden? — Er würde verdammt sein im zukünftigen Leben, gerade so, wie sie es jetzt schon war; aus der Gemeinschaft der Gläubigen würde er ausgestoßen sein. — Dieser entsetzliche Gedanke quälte sie Tag und Nacht. — Endlich entschloß sie sich und bat die Oberin, einen Brief an ihren Mann zu schreiben und ihn zu bitten, sie zu besuchen. — Er ließ nicht lange auf sich warten. — Verschämt und verlegen stand er vor ihrem Bette; ihr hartes, strenges Gesicht wurde weicher, als sie ihn

vor sich sah; ihr Busen hob und senkte sich vor Aufregung; unterdrückte Seufzer erstickten sie beinahe. —

»Du hast mich rufen lassen,« begann er endlich mit leiser Stimme.

»Vielleicht glaubst Du wieder, daß ich im Sterben liege,« antwortete sie bitter.

»Das ist nicht so, Sarah; ich würde auch gekommen sein, wenn Du nicht geschrieben hättest, aber Du hattest mir verboten, mein Angesicht vor Dir zu zeigen.«

»Ich habe es zwanzig Jahre lang gesehen, jetzt kommt eine Andere an die Reihe.«

Er schwieg still.

»Ja, es ist wahr, ich liege auf meinem Todtenbette.«

Er blickte sie erschüttert an.

»Ist es nicht wahr? — In diesem Bette werde ich sterben; aber Gott allein weiß, wie lange ich hier noch liegen werde.«

Ihre unheimliche Ruhe erschreckte ihn.

»Und bis der Allmächtige — gesegnet sei sein Name — mich zu sich nimmt, wirst Du als Sünder leben.«

»Das ist nicht meine Schuld; der Allmächtige hat mich schwer geschlagen. Ich bin noch ein junger

Mann.«

»Es ist Deine Schuld,« rief sie mit flammenden Augen. »Du Lästere, Du! Das Leben ist Dir süß; aber wer weiß, vielleicht stirbst Du vor mir!«

Sein Gesicht wurde todtenblaß.

»Ich bin noch ein junger Mann,« wiederholte er trotzig.

»Hast Du vergessen, was Rabbi Eliëser sagt: ›Bereue Deine Sünden, ehe Du stirbst!‹ das heißt: bereue heute, denn wer weiß, was kommen wird.«

»Was soll ich denn thun?«

»Verlasse sie!«

»Nein! Nein!« unterbrach er sie, »das ist unmöglich. — Ich kann es nicht, ich fühle mich so einsam.«

»Verlasse sie!« fuhr sie unerbittlich fort. — »Verlasse Dein Weib!«

»Was sagst Du? — Mein Weib? — Aber sie ist nicht mein Weib. — Du bist mein Weib!«

»Das weiß ich: verlasse mich! Verschaffe mir *Gett*.«
(Ehescheidung.)

Sein Athem stockte; sein Herz schlug, als wollte es zerspringen.

»Verschaffe Dir *Gett*?« flüsterte er mit bewegter Stimme.

»Ja! Warum hast Du Dich nicht von mir scheiden lassen, als ich unser Heim verließ, um hierher zu gehen?«

Er wandte sich von ihr ab.

»Ich habe wohl daran gedacht, aber . . .«

»Nun, aber?« — Es schien ihm, als ob ein verächtliches, kaltes Lächeln um ihre Lippen spielte. — »Nun? Aber?«

»Mir war bange.«

»Bange,« lachte sie mit Bitterkeit. — »Bange? Vor mir, einer armen, schwachen, bettlägerigen Frau?«

»Mir war bange, daß es Dich unglücklich machen würde.«

Das bittere Lächeln wurde weicher, aber nach einem Augenblick schrecklicher als zuvor: »Und deshalb hast Du mich glücklich gemacht?«

»Sarah! Bestrafe mich nicht mehr, als ich verdiene. — Ich glaubte nicht, daß die Leute so grausam sein würden, Dir Alles zu erzählen.«

»Deine eigenen Lippen haben es mir gestanden.«

»Nein! Nein! Ich schwöre es bei meiner Seele,« rief er voll Verzweiflung.

»Deine Augen haben Dich verrathen.«

»Das habe ich befürchtet,« sagte er. — »Da sie zuerst zu mir kam, wagte ich nicht; Dich zu sehen. —

Das war die Ursache, daß ich weggeblieben bin, obgleich es stets mein innigster Wunsch war, Dich zu sehen, Sarah, mein Leben! — Ich war bange, Dir in die Augen zu sehen. — Ich wußte, Du würdest mein Geheimniß in den meinen lesen; deshalb war mir bange. Glaube mir, Sarah!«

»Bange! Bange!« wiederholte sie mit Bitterkeit. »Bange, ich würde sie Dir auskratzen! Nein! Es sind gute, liebe Augen; haben sie nicht in mein Herz geblickt? Zwanzig Jahre lang sind sie das Licht meines Lebens gewesen. Deine Augen und die meinen! Haben sie nicht unsere Kinder sterben sehen?«

Krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre Stimme vollständig. »Und *sie*,« fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, »hat sie Dich nicht aufgefordert, *Gett* zu verschaffen?

»Nein, sie war gewillt, ohne *Gett* mit mir zu leben. — Sarah, ich bitte Dich, sieh' mich nicht so an; es ist der Wille Gottes. Es war um Deinetwillen, Sarah, daß sie nicht mein rechtmäßiges Weib geworden ist, sie wollte Dir diesen Schmerz ersparen.«

»Jawohl! Ihr habt Beide sehr zartfühlende Herzen. — Sie ist eine Mutter in Israel, und Du bist der wahre Sohn unseres Vaters Abraham.«

»Glaubst Du denn nicht, was ich Dir sage?«

»Ich brauche Dir nicht zu glauben und kann trotzdem eine Jüdin bleiben.« — Die bittere Ironie wurde jetzt wilde Leidenschaft — »Ach was?« schrie sie heftig, »wir dreschen leeres Stroh. Glaubst Du, daß ich das Gesetz nicht kenne? Ich, die Enkelin von Rabbi Schoumi — das Andenken des Gerechten sei gesegnet — glaubst Du, daß ich nicht weiß, daß Du keine Scheidung von mir erlangen könntest? Von mir, die Dir rechtmäßige Kinder geboren hat; von mir, die Dir nie ein Leid zugefügt hat. Ich spreche nicht von den ›Beth-Din‹, denn in diesem gottlosen Lande befolgt man nicht die Gesetze, und von den englischen ›Beth-Din‹ würdest Du es unmöglich finden, den *Gett* zu erlangen, obgleich Du mich nicht in diesem Lande geheirathet hast, noch nach den Gesetzen dieses Landes. Ich spreche von unseren eigenen Rabbonin. Du weißt sehr wohl, daß nicht einmal der Maggid Dir *Gett* geben würde, blos deshalb, weil ich bettlägerig bin. Und das ist es, was Du befürchtest.«

»Aber wenn *Du* wolltest,« sagte er hastig, ohne den höhnischen Ausdruck ihres Gesichtes zu bemerken.

Seine Bereitwilligkeit, das Opfer von ihr anzunehmen, wirkte wie Salz auf ihre Wunden.

»Du verdienst, in der tiefsten Hölle zu brennen,« schrie sie voll wilder Leidenschaft.

»Der Allmächtige ist barmherziger als *Du*,« antwortete er, »er hat es verordnet, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, und doch meiden mich die Leute, sie verleumden mich — und sie — sie wird vielleicht eines Tages gezwungen sein, mich wieder der Einsamkeit zu überlassen.« Seine Stimme zitterte vor tiefer, innerer Erregung: » Du, Du hast Freunde hier, die Wärterinnen, die Besucher — ich habe nichts. Es ist wahr, Du hast mir Kinder geboren, aber sie sind dahingewelkt, wie unter einem Fluch. Mein einziger Sohn ist über das Meer gegangen; er hat keine Liebe weder für Dich noch für mich.«

Die Erinnerung an ihren gemeinsamen Kummer hatte sie weicher gestimmt.

»Geh',« flüsterte sie, »geh'! Und schicke mir den Gett. Gehe zum Maggid, er kannte meinen Großvater, er wird wissen, wie die Sache gemacht werden muß. Sage ihm, daß es mein Wunsch ist.«

»Gott wird Dich belohnen, wie kann ich Dir genug danken!«

»Was kann ich sonst für Dich thun, mein Herzel; ich, die ich gezwungen bin, das Brot des Fremdlings zu essen. Das Sprichwort sagt wahr genug: Wenn man einen Bettler anbettelt, dann muß der liebe Gott lachen.«

»Ich will Dir den Gett sobald als möglich schicken.«

»Du hast Recht, ich bin Dir ein Dorn im Auge, ziehe ihn sobald wie möglich heraus.«

»Du wirst Dich doch nicht weigern, den Gett anzunehmen, wenn er Dir zugestellt wird?« fragte er mit banger Stimme.

»Ist es nicht die Pflicht des Weibes, sich dem Manne unterzuordnen?« erwiderte sie mit bitterer Ironie. — »Nein, fürchte nichts, Du wirst keine Schwierigkeiten haben, mir den Gett aushändigen zu lassen; ich werde ihn nicht dem Boten in's Gesicht werfen . . . und wirst Du sie wirklich heirathen?«

»Ganz gewiß! Ich werde den Leuten nicht ferner Gelegenheit geben zum Klatschen, und sie muß bei mir bleiben. Das ist mein einziger Wunsch.«

»Und auch der meinige, Du muß Deine strafbare Liebe sühnen und Deine Seele retten.«

Er zögerte noch immer, zu gehen: »Und Deine Mitgift,« sagte er endlich, »wirst Du keine Ansprüche darauf machen?«

»Beruhige Dich; ich weiß kaum, wo mein Cesubah (Trauschein) ist; wozu brauche ich Geld, Du hast ganz Recht, ich habe Alles, was mir nöthig ist. — Ich brauche nicht einmal eine Grabstätte zu kaufen, ich liege schon seit Jahren in einer Freistelle — die

Bitterkeit ist vorüber.«

Er zitterte vor Bewegung. »Du bist sehr, sehr gut zu mir,« sagte er — »lebe wohl!« — Er beugte sich über sie; sie zog die Bettdecke mit fiebernder Hast über ihr Gesicht:

»Nein — küsse mich nicht.«

»Lebe wohl denn,« stammelte er, »möge der Herr Dir's lohnen.«

Er schlich langsam fort . . .

»Herzel!« sie hatte ihr Gesicht mit einem verzweifelten Schrei entblößt. Er näherte sich ihr schwerfälligen Schrittes, fürchtend, daß sie ihren Entschluß geändert haben könnte. —

Schicke es mir nicht, bringe es selbst, ich möchte es nur aus Deiner Hand nehmen«

»Ich werde es Dir bringen,« sagte er mit gebrochener Stimme.

Die Tage wurden länger und länger, der Sommer kam und überfluthete den armseligen Krankensaal mit goldenen Sonnenstrahlen. — An dem Abend, an welchem Herzel den Gett brachte, hätte Sarah jedes Wort aus dem Pergament lesen können, wenn ihre Augen nicht von Thränen getrübt gewesen wären. — Sie streckte ihre Hand nach ihrem Manne aus und suchte das Document; er legte es in ihre brennend

heißen Finger; ihre Hand schloß sich krampfhaft, dann öffnete sie sich wieder, und das Papier fiel auf den Fußboden. — Sarah war nicht mehr sein Weib.

Herzel war froh, sein glühendes Gesicht verbergen zu können, indem er sich bückte, um das Document aufzuheben. Es dauerte lange, ehe er es gefunden hatte. — Als er sie wieder anblickte, hatte sie sich im Bette aufgerichtet. — Große, heiße Thränen rollten über ihre verwelkten Wangen, aber sie nahm das Document ruhig in Empfang und verbarg es an ihrem Busen.

»Laß es hier liegen,« sagte sie mit steiniger Kälte, »hier, wo Dein Haupt so oft geruht hat. — Gesegnet sei der gerechte Richter!«

»Du bist doch nicht böse mit mir, Sarah?«

»Warum sollte ich böse sein? — Sie hatten Recht, ich bin nichts weiter als eine todte Frau. Aber Niemand soll den Kaddisch für mich sagen, Niemand für die Ruhe meiner Seele beten. — Ich bin nicht böse, Herzel. — Dein Weib sollte die Sabbathlichter anzünden und das Stückchen Teig in das Feuer werfen. Aber Dein Heim war einsam und verlassen, Du hattest Niemand, der diese Pflichten für Dich hätte erfüllen können. Ich habe hier Alles, was ich brauche. — Und Du wirst auch glücklich sein!«

»Du bist ein gutes Weib gewesen, Sarah,« sagte er mit tiefer Bewegung.

»Bringe nicht die Vergangenheit zurück, von jetzt an sind wir Fremde!« sagte sie mit der früheren Bitterkeit.

»Aber ich darf Dich doch von Zeit zu Zeit besuchen?« Jetzt, wo der Augenblick des Abschieds gekommen war, rührte sich sein Gewissen.

»Willst Du die alten Wunden wieder aufreißen?«

»Lebe wohl denn!«

Zögernd hielt er seine Hand hin, die sie schnell ergriff und leidenschaftlich an ihren Busen drückte.

»Ja! Ja! Herz! Verlasse mich nicht so. Komm und besuche mich von Zeit zu Zeit, wie ein Freund, wie ein alter Bekannter, den ich in früheren Jahren gekannt habe. — Die Anderen vergessen mich; hier werde ich liegen, vielleicht sogar der Todesengel wird mich vergessen.« — Sie drückte seine Hand krampfhaft in der ihrigen, so daß sie ihn schmerzte.

»Ja, Sarah, ich werde kommen, ich werde oft kommen,« sagte er schluchzend.

Sie ließ seine Hand los. »Aber nicht, bevor Du verheirathet bist.«

»Wie Du willst.«

»Du mußt selbstverständlich eine stille Hochzeit

haben; in der englischen Synagoge wird man Dich nicht trauen.«

»Der Maggid wird mich trauen.«

»Du wirst mir doch den Cesubah zeigen, wenn Du das nächste Mal kommst?«

»Ja, ganz gewiß, wenn ich ihn von ihr bekommen kann.«

Eine Woche ging vorüber, dann kam er mit dem Trauschein. Sie bewahrte äußerlich ihre Ruhe vollkommen und las das Document aufmerksam durch.

»Gott sei Dank!« sagte sie endlich, als sie es ihm zurückgab. — Sie unterhielten sich noch lange von gleichgiltigen Sachen, von den Nachbarn, von Geschäften. — Als er sich anschickte, zu gehen, sagte sie: »Du kommst doch wieder?«

»Ja! Ganz gewiß werde ich wiederkommen.«

»Du bist so gut, Deine Zeit mit mir zu verbringen, aber Deine Frau? Wird sie nicht eifersüchtig sein?«

Er starrte sie verwundert an. »Eifersüchtig auf Dich?« sagte er.

Sie nahm diese Bemerkung in verächtlichem Sinne auf, ihre weißen Lippen zuckten krampfhaft, aber sie sagte nur: »Weiß sie, daß Du hierher gegangen bist?«

Er zuckte die Achseln: »Was weiß ich, ich habe ihr

nichts gesagt.«

»Dann sage es ihr.«

»Wie Du willst.«

Eine lange Pause folgte, dann sagte die Kranke:
»Willst Du nicht Deine Frau mit herbringen? Dann wird sie sicher sein, daß Du mich nicht mehr liebst.«

Es durchzuckte ihn, als wenn er einen Messerstich erhalten hätte. Nach einer kurzen Pause sagte er: »Ist dies Dein Ernst?«

»Ich bin nicht aufgelegt zum Spaßen. — Bringe sie nur mit, sie wird sich doch nicht weigern, eine arme Kranke zu besuchen. Es ist ein Mitzwah (eine gute That), die Kranken zu besuchen. Es wird dem Unrecht, das sie gethan, zu Gute kommen.«

»Sie soll kommen!«

Und sie kam. —

Einen Augenblick blickte Sarah sie mit brennender Neugierde an, dann schloß sie ihre Augen, als ob sie von der Jugend und Frische der jungen Frau geblendet wäre. Herzels Frau näherte sich ihr schüchtern und unbeholfen, aber sie war wirklich hübsch: ein kräftiges, blühendes Landmädchen aus einem russischen Dorfe, ihre rosigen Wangen glühten von Gesundheit und vor Verlegenheit. Sarahs Herz war wie von tausend Dolchen durchbohrt, endlich fand sie

Athem zum Sprechen:

»Gott segne Dich! Gott segne Dich! . . . Frau Kretznow.« Sie nahm die Hand der jungen Frau und drückte sie heftig: »Du bist sehr gut, ein armes, krankes Geschöpf zu besuchen.«

»Mein Mann wünschte es so,« sagte die junge Frau.

»Du thatest Recht, ihm zu gehorchen, Du mußt gut zu ihm sein, mein Kind; während dreier Jahre, die ich hilflos war, hat er mich gepflegt — Er hat viel gelitten. — Du mußt gut zu ihm sein.«

Mit tiefer, innerer Erregung zog sie den Kopf der jungen Frau an ihren Busen und küßte sie; dann mit einem plötzlichen Angstschrei: »Geh' fort, heut!«

Sie zog die Decke über ihr Gesicht und schluchzte heftig; sie hörte, wie das Paar sich langsam und zögernd entfernte:

»O Gott!« jammerte sie, »Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs! Jetzt laß mich sterben; um der heiligen Patriarchen willen, nimm mich jetzt zu Dir!«

Ihr leidenschaftliches Jammern, das durch die Betttücher halb gedämpft klang, wurde vollständig übertönt von dem herzerreißenden Geschrei, das aus dem anstoßenden Gemach von der gelähmten Frau kam, die in fortwährender Furcht vor Gift ihr elendes Leben verbrachte. — Ein Schauer ergriff die junge

Schwester Margarethe, sie hob ihre schönen, thränenfeuchten Augen gen Himmel. —

»O Christus, Du Sohn Gottes,« flüsterte sie, »laß mich für sie sterben!«
